

Dieser Artikel ist Teil des
Open Source Jahrbuchs 2006

Bernd Lutterbeck
Matthias Bärwolff
Robert A. Gehring (Hrsg.)

Open Source
Jahrbuch 2006

Zwischen Softwareentwicklung und Gesellschaftmodell

erhältlich unter www.opensourcejahrbuch.de.

Die komplette Ausgabe enthält viele weitere interessante Artikel. Lob und Kritik zu diesem Artikel sowie weitere Anregungen können Sie uns einfach und unkompliziert mitteilen per E-Mail oder auf www.opensourcejahrbuch.de/feedback/.

Im Gespräch: Joseph Weizenbaum über „Free Software“ und „Open Source“



(CC-Lizenz siehe Seite 499)

Zur Person

Joseph Weizenbaum zählt zu den unumstrittenen Koryphäen der Informatik. Geboren 1923 in Berlin, emigrierte seine Familie bald nach der nationalsozialistischen Machtergreifung in die USA. Anfang der sechziger Jahre nahm er eine Stelle am *Massachusetts Institute of Technology (MIT)* an, wo er 1966 eine Forschungsarbeit über die Möglichkeiten der Verarbeitung natürlicher Sprache durch Computer veröffentlichte. Daraufhin setzte eine für Weizenbaum unerwartete und euphorische Diskussion über die Möglichkeiten künstlicher Intelligenz (KI) und die psychotherapeutischen Potenziale seines Computerprogramms „Eliza“ ein.¹ In Ablehnung solcher Auswüchse und Mystifikationen der Informatik wurde er zum (selbst)erklärten „Dissidenten und Ketzer“. Heute lebt Weizenbaum wieder in Berlin, in freundschaftlicher Verbundenheit mit der hiesigen Technischen Universität.

Das Interview

Jahrbuch: Herr Weizenbaum, Sie waren lange Jahre am MIT tätig. Welche Rolle spielten Open Source oder Free Software damals für Sie?

Joseph Weizenbaum: Als die Informatik noch ganz am Anfang stand, war im Vergleich zu heute alles relativ klein und übersichtlich. Die Leute kannten einander. Das war *true* Open Source, denn jeder hat jedem alles gegeben. Wenn wir irgendwo zu Besuch waren, brachten wir große Boxen voll Lochkarten oder Lochstreifen mit.

* Dieser Artikel steht unter der Creative-Commons-Namensnennung-Keine-Bearbeitung-Lizenz-2.5-Germany. Zudem bitten wir darum, bei der Nutzung des Interviews stets auf das Open Source Jahrbuch 2006 als Quelle zu verweisen.

1 Weizenbaum hat seine Gedanken und Befürchtungen rund um Eliza in einem Buch niedergeschrieben, das später zu einem Bestseller geworden ist: Weizenbaum (1976), *Computer Power and Human Reason. From Judgement to Calculation*. W. H. Freeman, New York; deutsch (1978), *Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft*, Suhrkamp, Frankfurt.



Dafür gaben uns die Leute ihre Programme und erzählten uns, woran sie gerade arbeiteten.

Ich erinnere mich sehr gut an eine Szene, ich sehe das Bild heute noch: Als ich 1975 mein Buch „Computer power and human reason“ schrieb, benutzte ich dafür keinen Laptop – so etwas gab es damals nicht –, sondern arbeitete an oder vielmehr *in* einem riesigen Computer, ein Flipflop war ja damals so groß wie heutzutage etwa ein moderater HiFi-Amplifier. Jedenfalls, ein wichtiges Forschungsprojekt am *Laboratory for Computer Science (LCS)*, in dem ich damals arbeitete, war Timesharing. Viele Leute konnten auf einmal ein und denselben Computer benutzen. Dabei konnte jeder so ziemlich alles lesen, was andere schrieben. Gut möglich, dass es Ausnahmen gab, aber ich erinnere mich nicht daran. Und wegen des Arpanets konnten sowohl die Leute am MIT als auch die an den angeschlossenen Universitäten in Stanford oder Carnegie lesen, was ich gerade schrieb.

Jedenfalls, eines Abends, als wir gerade Feierabend machen wollten, sah ich jemanden dabei, wie er seine Papiere in die Schublade seines Schreibtischs steckte und diese abschloss. Ich war schockiert, denn so etwas war entgegengesetzt zu den allgemein akzeptierten Normen. Es gab zwar keine festgelegten Regeln, aber dass die Software miteinander getauscht wurde, war einfach allen klar. Darüber hat niemand wirklich nachgedacht. Dieser jemand aber, der seine Arbeiten wegschloss, wollte sie nicht mit den anderen teilen. Das war so seltsam, dass es sofort auffiel.

Jahrbuch: Haben Sie damals schon an eine erfolgreiche Zukunft von Free Software und Open Source geglaubt?

Joseph Weizenbaum: Das Konzept von Free Software hatte damals noch nicht die große Bedeutung, die Open Source heute hat. Anfangs habe ich mich auch nicht bewusst damit beschäftigt, aber ich hegte immer große Sympathien für die Arbeit von Richard Stallman. Damals glaubte ich nicht, dass das Konzept in größerem

Rahmen funktionieren würde. Heute bin ich umso überraschter, dass es soweit verbreitet ist.

Jahrbuch: Sie haben Richard Stallman am MIT persönlich kennen gelernt.

Joseph Weizenbaum: Als ich Stallman in den 70er Jahren am KI-Labor kennen lernte, arbeitete er bereits an vielen Projekten, die später wichtig wurden für sein GNU-Projekt: etwa der C-Compiler oder der Texteditor Emacs. Er war ziemlich fanatisch, programmierte und programmierte. Ich glaube, er hatte damals nur sehr wenig Kontakt mit anderen Leuten. Allerdings war er nicht nur bekannt als ein sehr guter Programmierer, sondern auch als ein sehr kluger Mensch; und wenngleich er auch ein Einzelgänger war, so war er dennoch ein netter Kerl.

Als Stallman das KI-Labor verließ, gaben wir ihm ein Büro, obwohl wir eigentlich nicht besonders viel Platz hatten. In diesem Büro verschwand er dann buchstäblich. Wenn wir manchmal reinschauten, lag da eine Matratze neben seinem Schreibtisch. Die meiste Zeit arbeitete er dort hauptsächlich an GNU, aber er war ebenso ein Weltrang-Experte in UNIX.

Wenn man früh zur Arbeit kam, konnte man Stallman auf der Toilette treffen, er wusch sich dort und putzte seine Zähne. Er wohnte praktisch in der Universität. Später bekam er für seine Leistungen mit dem GNU-Projekt und der Free Software Foundation (FSF) den MacArthur Fellowship, einen mit 240 000 Dollar dotierten Preis einer privaten Stiftung. Man würde denken, mit soviel Geld wäre er ausgezogen. Aber das tat er nicht. Er blieb einfach da, so, als hätte das alles keine Änderung für sein Leben bedeutet. Er blieb sozusagen der alte Stallman – ein „true believer“ –, jemand, der wirklich an seine Sache glaubt.

Jahrbuch: Was denken Sie über die heutige Open-Source-Bewegung?

Joseph Weizenbaum: Die Open-Source-Bewegung ist sehr eng mit der Linux-Bewegung verbunden, in gewisser Weise vielleicht sogar untrennbar, denn Linux basiert ja letztlich auf GNU. Alle Welt ist begeistert von Linux, es ist stabil, zuverlässig und wird zunehmend benutzerfreundlicher.

Mit steigender Verbreitung und einer immer größer werdenden Zahl von Linux-Anwendungen zeigen sich jedoch auch zusehends Schwächen des resultierenden Gesamtsystems. Sicher nicht in dem Maße wie bei DOS oder Windows, aber es zeigen sich eben doch Schwächen. Open Source ist nicht per se besser als Closed Source.

Ich glaube schon, es ist durchaus etwas Richtiges an Free Software. Da aber eben das Software-Ökosystem, das sie bildet und in dem sie sich befindet, immer größer wird, bleibt es fraglich, ob die Stabilität, die man ursprünglich mit Linux verband, gehalten werden kann. Ich weiß, dass Richard Stallman nicht besonders glücklich

über diese Entwicklung ist, insbesondere weil die Rolle des GNU-Projekts für Open Source oft unterschätzt wird. Die meisten sehen da einfach nur Linux.

Jahrbuch: Der Hype um Linux ist also übertrieben?

Joseph Weizenbaum: Sicher ist Linux ein faszinierendes Projekt, das steht außer Frage. Aber ich sehe gewisse Parallelen zwischen der Entwicklung von Linux und Open-Source-Software allgemein. Die positiven Erfahrungen von Linux sind eben nicht uneingeschränkt verallgemeinerbar, noch nicht einmal für Linux selbst. Es wurden viele Hoffnungen geweckt, die zunächst sehr realistisch schienen. Wie gesagt, ich glaube, Linux ist heute „sauberer“ als Windows, hat aber auch mit immer mehr Problemen zu kämpfen. Die frühe Euphorie um Linux relativiert sich dadurch.

Verstehen Sie mich aber nicht falsch, ich staune durchaus über den Erfolg von Open-Source-Software. Bei der verteilten Entwicklung von Open Source gibt es ja schließlich keine hierarchisch organisierte Qualitätskontrolle. Es gibt da aber eine ungeheure Dynamik, eine ständige Adaption und Integration von Code. Ob das Ganze dann immer durchschaubar bleibt, sei dahingestellt.

Jahrbuch: Eric S. Raymond [1998, „The Cathedral and the Bazaar“] hat die These aufgestellt, dass eine genügend hohe Anzahl von Programmierern das Problem der Komplexität von Software lösen kann. Glauben Sie, dass diese These im Bereich Open Source generell zutrifft?

Joseph Weizenbaum: Open-Source-Entwicklung ist letztlich mit ganz ähnlichen Problemen behaftet wie die proprietärer Software.

Natürlich müssen wir unsere Arbeiten austauschen, es wäre sinnlos, jedes simple Programm ständig neu schreiben zu müssen, etwa eine Quadrat-Wurzel ziehen oder eine Fakultät ausrechnen. Es gibt ohne Frage wertvolle Arbeit, die in der Open-Source-Community entwickelt wurde und dann frei verfügbar ist. Aber was passiert, wenn man diese „Suppe“ kocht? Das Ganze wird dann schnell undurchschaubar.

Aufgaben können leicht zur Routine werden und Entwickler kommen nicht immer aus den Reihen der Elite oder der „true believer“. Die meisten Leute, auch die in der Open-Source-Entwicklung, sind ganz normale Programmierer wie auch die Leute, die an Microsoft Word gearbeitet haben. Natürlich sind das kompetente Leute. Aber Softwareentwicklung ist eben eine komplexe Angelegenheit. Damit will ich sagen, dass es bei Open Source genau die gleichen Schwierigkeiten und Stolpersteine gibt, wie bei anderen Softwareprojekten.

Der Unterschied zwischen Softwarefirmen und Open-Source-Projekten ist die Art der Qualitätskontrolle. In Softwarefirmen herrscht gemeinhin eine relativ strenge Hierarchie, die unter anderem eine Qualitätskontrolle durchsetzen soll. So etwas ist in Open-Source-Software-Communitys nicht so leicht herzustellen und durchzusetzen.



Jahrbuch: Sie meinen also, dass eine hohe Anzahl an Programmierern, wie beispielsweise bei Linux, nicht prinzipiell die von Frederick P. Brooks [1975, „The Mythical Man-Month“] aufgezeigten strukturellen Schwächen der Softwareentwicklung löst?

Joseph Weizenbaum: Meine Erfahrung zeigt mir, dass alle großen Programme Fehler haben. Das hat mit Open Source nichts zu tun. Ich habe viele Utopien gehört und Begeisterungen erlebt. Zunächst ist man immer furchtbar begeistert über das, was man morgen tun kann – und dann geht es doch nicht.

Jahrbuch: Open Source wird ja vor allem durch seine Offenheit definiert. Die Leute gehen offen miteinander um, sie teilen ihr Wissen und schaffen etwas im sozialen Miteinander. Ist die strukturelle Offenheit nicht die besondere Stärke von Open Source?

Joseph Weizenbaum: Das erinnert mich an ein Zitat des dänischen Physikers Niels Bohr: „Das Gegenteil einer bedeutenden Wahrheit ist auch wahr.“ In gleicher Weise glaube ich, dass in der Stärke auch die Schwäche der Open-Source-Idee liegt.

Am Anfang nimmt man immer die Stärken einer Idee wahr. Als Analogie bieten sich hier Revolutionen an. Zunächst gibt es Leute, die aus rein idealistischen Gründen handeln. Meist passieren dabei aber auch Sachen, die sie eigentlich nicht wollen, etwa das massenhafte Töten von Dissidenten. Damit verliert die Revolution natürlich ihre moralische Rechtfertigung und der ursprüngliche Idealismus verschwindet zwangsläufig.

So ähnlich ist es mit Open Source: Die Bewegung teilt sich. Ein Teil wird sich mehr und mehr in die technische Richtung entwickeln und der andere in die soziale

Richtung. Open Source ist also nicht die Antwort, was auch immer die Frage ist. Ich glaube auch nicht, dass es die Antwort überhaupt gibt. Das Formulieren von Fragen ist im Übrigen eine nicht ganz triviale Angelegenheit. Eine Frage, die nicht absoluter Blödsinn oder gänzlich trivial ist, bezieht sich, bewusst oder unbewusst, auf eine Hypothese, ist also in gewissem Sinne wie ein Experiment in der Physik. Nehmen wir etwa das Experiment, bei dem man einen Stein und eine Feder im Vakuum fallen lässt. Sie fallen mit derselben Geschwindigkeit. Um so etwas zuvor als Hypothese zu formulieren, bedarf es schon einigen Vorwissens und einer gewissen Denkleistung.

Jahrbuch: Open Source könnte doch zumindest Puzzlestücke in einem zu klärenden „Frage-Antwort-Feld“ liefern. Gibt nicht beispielsweise Open-Source-Software den Anwendern prinzipiell mehr Freiheiten als proprietäre Software?

Joseph Weizenbaum: Das erinnert mich an die vielleicht größte Komödie, die wir auf unserer Welt sehen: die Werbung. Ich glaube, ich habe da ein ganz treffendes Beispiel. Am Bahnhof Zoo in Berlin gab es kürzlich ein riesiges Plakat mit einem Auto, das auf einer Straße fahrend auf uns zuzukommen scheint. Es ist eine asphaltierte Straße, und auf beiden Seiten der Straße sind große Mauern. Es könnte genauso gut auch eine Schiene sein, da kann man auch nicht links oder rechts abbiegen, zumindest nicht, bis man zu einer Weiche kommt. Darunter steht: „grenzenlose Freiheit“. Die Werbung suggeriert, dass uns das Auto grenzenlose Freiheit gibt. Dazu müsste aber alles asphaltiert sein. Dann hätten wir wirklich „grenzenlose Freiheit“ in einem Auto. Die Ironie schöpft aus der paradoxen Entwicklung!

Aber zurück zur Frage: Proprietäre Software muss den Nutzer natürlich einschränken, sonst wäre es keine proprietäre Software. Das ist bei Open Source anders. Ich denke aber, die OSS-Bewegung muss sehr vorsichtig sein. Es ist nicht einfach, diese Lockerheit, Flexibilität und Freiheit zu erhalten. Wenn niemand aufpasst, werden eben doch starre Strukturen entstehen, die sich nicht so leicht wieder auflösen lassen. Dann bleiben die existierenden Highways bestehen und es wird sehr schwer werden, aus dem System rauszukommen, ähnlich wie bei den Produkten von Microsoft. Dabei die richtige Balance zu finden, ist jedoch nicht einfach. Wenn man zu viel aufpasst, entsteht eine Hierarchie, eine Art Regierung. Das ist aber gerade das, was wir nicht wollen: Befehle und feste Strukturen.

Eine ganz universelle Eigenschaft von Bürokratien ist leider auch, dass sie weiterleben wollen. Und eine Bürokratie kann nur weiterleben, wenn sie wächst, sie muss also immer mehr haben: mehr Macht, mehr Ressourcen usw. Man kann dieses Phänomen gut an der Regierung der USA beobachten. George W. Bush ist der dritte oder vierte Präsident in Folge, der geschworen hat, die Regierung schlanker zu machen. Aber sie wächst trotzdem immer weiter. Und als Bill Gates Microsoft gründete, hat er bestimmt auch nicht geglaubt, dass daraus mal so ein „Empire“ wird, wie es das heute ist. Microsoft hat sich in Branchen etabliert, die fast nichts

mehr mit ihrem ursprünglichen Kerngeschäft zu tun haben, etwa Computerspiele und Suchmaschinen.

Jahrbuch: Sie glauben also, Open Source könnte die gleichen Strukturen hervorbringen, die auch schon in der kommerziellen Welt entstanden sind?

Joseph Weizenbaum: Die Gefahr ist da, denn wir sprechen ja letztlich immer von Menschen. Es sind Menschen mit eigenen Interessen und ihre Bescheidenheit ist eben nicht grenzenlos. Darauf habe ich immer wieder hingewiesen. Grenzenlose Euphorien, die wir Computerleute so oft erfahren haben, sind nicht ungefährlich. Wir sollten endlich lernen, eine gewisse Bescheidenheit im Umgang mit den Systemen zu üben, die wir zu bauen fähig sind. Die Geschichte wiederholt sich da leider immer wieder.

Jahrbuch: Glauben Sie, dass normative Appelle zur Durchsetzung solcher Forderungen helfen können oder gibt es andere Schrauben im System, an denen man drehen könnte?

Joseph Weizenbaum: Ich glaube, wir sprechen hier von einem universellen Problem. Und es ist schön, dass wir ein spezifisches Beispiel haben, bei dem wir die Probleme der Menschheit an einen Haken hängen können und das Ganze in einem Kontext betrachten gegenüber dem großen Wunsch, den wir alle haben: in den zu Himmel kommen.

Nein, also predigen alleine wird kaum etwas erreichen. Vielleicht können Vorbilder etwas erreichen. Viele Leute, insbesondere Informatiker, halten das für eine lächerliche Idee. Ganz nach dem Motto: Da muss es doch eine elegante und allumfassende Lösung geben.

Vor kurzem habe ich einen Vortrag in Potsdam gehalten. Irgendwann kam eine Diskussion in Gange, in der es unter anderem um Noam Chomsky und die Problematik von Macht, Manipulation und Kontrolle ging. Ein Diskussionssteilnehmer meinte jedenfalls so etwas wie: „Ja, wenn wir es nicht tun, dann wird es doch jemand anderes tun.“ Das ist aber genau der falsche Weg, die Dinge zu betrachten. Ich würde eher sagen: „Wenn wir es tun, oder wenn ich es tue, wird es jemand anderes vielleicht auch tun.“

Ein Vorbild zu sein ist eine der wichtigsten Funktionen der Free-Software- bzw. Open-Source-Bewegung. Ich meine das so ernst, wie ich nur kann. Es zeigt, dass ein anderer Weg möglich ist. Das Wichtige an Vorbildern ist, dass sie anderen Menschen zeigen, was überhaupt möglich ist. Ich denke da z. B. an die furchtbare Zeit des Vietnamkrieges und an die Proteste und Straßendemonstrationen. Ich war mit vielen anderen der Meinung, dass es wirklich notwendig ist zu protestieren, dass auch Professoren auf die Straße gehen müssen – als Vorbild für die Studenten, um zu zeigen, Protest ist nicht nur möglich, sondern auch völlig legitim. Ich glaube, das

ist der Sinn solcher Bewegungen. Ich denke hier ganz besonders an Stallman als einfachen Menschen. Er ist sehr bekannt und dient vielen als Vorbild.

Jahrbuch: Ein entscheidender Faktor für den Erfolg von Open Source ist das Internet. Können wir Parallelen zwischen Open Source und dem Internet ziehen?

Joseph Weizenbaum: Das Internet hat sich rasend schnell zu einem Massenmedium entwickelt. Ich bin jeden Tag im Internet – manchmal viel zu lange –, denn da gibt es wirklich interessante Sachen.

Aber wie jedes andere Massenmedium in unserer Welt besteht das Internet zu 90 % aus Schrott. Das ist natürlich überhaupt nicht überraschend. 90 % aller Bücher, die veröffentlicht werden, sind Schrott. Es gibt aber Verleger – in Deutschland z. B. Suhrkamp –, die zum allergrößten Teil Perlen und keinen Schrott produzieren. Das ist ungeheuer wichtig. Die Literaturszene in der Welt ist dunkel, aber es gibt Perlen. Mein Gott, wieviel Schrott es gibt! Man braucht sich nur die Bücher in einem Zeitschriftenladen auf einem beliebigen Flughafen anzusehen. Da sieht man einen großen Stapel von 50 Büchern aus der Bestsellerliste der New York Times. Die liegen dort für zwei oder drei Wochen und dann kommt der nächste Stapel. Mit dem Internet ist es nicht anders und man kann nicht deutlich genug sagen, wie wichtig es ist, dass es auch im Internet so etwas wie „Suhrkamps“ gibt.

Das Schöne am Internet ist aber, dass es nicht nur große „Verleger“ gibt, sondern auch ganz normale „kleine Leute“, die ernsthaft versuchen, aus dem Internet ein Medium zu machen, das ihre Interessen repräsentiert. Ich begrüße, dass es diese kleinen Inseln der Vernunft in einem Meer voll Blödsinn gibt. Und es ist sehr wichtig, dass es sie gibt. Wir wohnen in einem Irrenhaus und es gibt „Inseln der Vernunft“, die man unbedingt unterstützen und am Leben erhalten muss.²

Jahrbuch: Inwieweit kann das Internet menschliche und soziale Probleme lösen?

Joseph Weizenbaum: Wittgenstein hat treffend bemerkt, dass es Dinge gibt, die wir in Sprache verwandeln und artikulieren können, und Dinge, über die man schweigen muss. Und der Dichter Eugène Ionesco hat einmal gesagt, alles ist sagbar in Worten, nur nicht die lebende Wahrheit. Über die vielleicht wichtigsten Dinge im Leben können wir nichts sagen, es sind die Künstler, die versuchen, die Grenzen der Sprache zu brechen, indem sie malen, Musik komponieren oder dichten, anstatt etwas zu sagen.

Das erinnert mich an eine Geschichte über das berühmte Gemälde Guernica von Picasso, das in Madrid ausgestellt ist. Ein Mann steht vor dem Bild und Picasso kommt vorbei. Der Mann sagt: „Herr Picasso, ich möchte Ihnen eine Frage stellen.“

² Siehe hierzu auch das demnächst im Herder-Verlag Freiburg erscheinende Buch von Joseph Weizenbaum und Gunna Wendt „Wo sind sie, die Inseln der Vernunft im Cyberstrom? Auswege aus der programmierten Gesellschaft“.

Ich komme mindestens einmal in der Woche hierher und dann stehe ich für mindestens eine Stunde vor diesem Gemälde. Jedes mal bin ich aufs Neue verzaubert. Aber sagen Sie mir, was bedeutet es?“ Da antwortet Picasso: „Wenn ich Ihnen das sagen könnte, wäre ich Schriftsteller. Ich bin aber Maler.“ Picasso sagt also etwas, das er nicht in Worte fassen kann, vielleicht seine Wut, seine Trauer, seine Liebe zu Spanien oder zu der Menschheit, was auch immer. Es gibt einfach keine sprachliche Bedeutung des Gemäldes.

Zurück zur Frage: Man sollte nicht vergessen, dass das Internet nur ein Medium ist, auch wenn es uns eine sehr unmittelbare Kommunikation ermöglicht. Die beste Politik ist immer noch, wenn sich Leute ins Gesicht sehen und miteinander sprechen. Das, was wir hier gerade machen, ist wichtig. Es ist tragisch, dass in Familien heute die Geschwister nicht mehr miteinander sprechen, die Kinder nicht mit ihren Eltern, die Eltern nicht mit ihren Kindern. Beim Essen läuft sogar der Fernseher, und das Fernsehen wird völlig unkritisch konsumiert. Das kann man natürlich nicht Kommunikation nennen.

Jahrbuch: Wie beurteilen Sie das Problem der geistigen Eigentumsrechte, über dessen Vor- und Nachteile derzeit viel diskutiert wird? Gerade in Bezug auf Open Source gibt es viele Stimmen, die vor einer Ausweitung des bestehenden Urheberrechts- und Patentsystems warnen.

Joseph Weizenbaum: Ich sehe da eine Analogie zur symptomatischen Therapie der Schulmedizin. Ein Mensch, der sich nicht wohl fühlt, geht zum Arzt oder ins Krankenhaus. Es wird diagnostiziert und entschieden: Mit der Leber stimmt etwas nicht. Also wird die Leber behandelt, nicht der ganze Mensch. Der Arzt interessiert sich nicht für die konkrete Lebenssituation des Menschen. Die Symptome werden diskutiert und behandelt, aber nicht das System.

Mechanismen wie das geistige Eigentum sind in ein soziales System eingebunden. Das zu reparieren, ohne die Verbindungen mit anderen Teilen des Systems zu betrachten, ist unmöglich. Man sollte sich den Kontext ansehen, in dem das alles passiert. Dann kann es sein, dass wir ein System erstellen können – vielleicht hatten wir sogar schon mal eins –, in dem Patente und Urheberrechte vernünftig angewendet werden. Und zwar so, dass tatsächlich der Erfinder, der Autor, der Dichter, der Komponist und der Programmierer eine Belohnung für ihre Arbeit erhalten, ohne dass dadurch größerer volkswirtschaftlicher Schaden angerichtet wird.

Das System geistigen Eigentums erinnert mich an eine Anekdote am MIT. Harold „Doc“ Edgerton war dort Professor. Er hat das Blitzlicht und das Stroboskop erfunden, bekam also etwa einen Cent, sobald irgendwo ein Blitzlicht ausgelöst wurde. Mein Gott, er schwamm im Geld, damit hat er unter anderem auch Gebäude für das MIT gestiftet. Jedenfalls hatte Edgerton die Angewohnheit, an Wochenenden,

Im Gespräch: Joseph Weizenbaum

besonders bei schönem Wetter, auf dem Campus umherzuspazieren. Sah er einen Besucher, der etwas fotografierte, ging er zu ihm und sagte: „Haben Sie die Erlaubnis hier zu fotografieren?“ Die meisten antworteten dann etwas wie: „Oh, ich wusste ja nicht. Muss man so etwas denn haben?“ Daraufhin sagte Edgerton: „Ja! Einen Augenblick!“, riss ein Blatt Papier aus seinem Notizblock und schrieb darauf „Permission to photograph“. Das gab er dem verdutzten Besucher, lachte und ging weiter.

Jahrbuch: Herr Weizenbaum, wir bedanken uns für das interessante Gespräch.